

Hans-Ulrich Treichel

Befund

Ich habe nie etwas empfunden
An keinem Morgen
In keiner Nacht
Ich blute aus künstlichen Wunden
Die hab ich mir selbst beigebracht

Ich bin durch nichts zu verletzen
Durch keinen Kuß
Durch keinen Tritt
Zerreißt mich in tausend Fetzen
Ich zerreiße mich mit

Beipackzettel

Jahr für Jahr steigt die Menge verkaufter Schmerzmittel. Gewiss steigt auch die Zahl geschriebener Gedichte; Statistiken hierzu fehlen, auch weil der Versuch, mit Hilfe der Lyrik das eigene Befinden zum Ausdruck zu bringen, seit langem zum schlechten Ton zählt. Die so gedrehten Pillen verbleiben in der Regel im dichterischen Giftschränk.

Das Gedicht *Befund* von Hans-Ulrich Treichel ist auf den ersten Blick so eine bittere Pille. Aus ihm spricht ein Ich, das dem Leser klagend in geradezu therapeutischer Offenheit seine Wunden präsentiert. Sein gleichgültiger Tonfall fordert dabei sogar auf, weitere hinzuzufügen: *Zerreißt mich in tausend Fetzen*. Möglich, wir sollen darin die Demutshaltung eines Opfers erkennen, das aus großer Traurigkeit in eine schwerwiegende Distanz zu sich geraten ist. Ein Ich, verwundet von Liebe und Gewalt, bietet uns die Kehle dar, damit wir und mit uns alle seine Verfolger von ihm ablassen. Eine Borderline-Persönlichkeit, die sich selbst verletzt. Oder ein Mobbing-Opfer.

Bleiben wir besser skeptisch; werden wir neugierig! Was wissen wir über dieses Ich, das uns hier anspricht, das *nie etwas empfunden* hat? Ein *Befund* könnte lauten: Wenn ein Patient nicht in der Lage ist, etwas zu empfinden, könnte er an einer sehr seltenen Erbkrankheit mit dem Namen HSAN leiden. Die Krankheit wird zumeist erkannt, wenn Kinder, die von den Eltern als überaus ru-

hig wahrgenommen werden, trotz Knochenbruch nicht zu weinen beginnen oder sich Verletzungen selbst zufügen, aus Neugier auf etwas, das unter der Haut liegt. Stellen wir die Buchstaben der Krankheit ein wenig um, haben wir den Vornamen des Autors entlarvt!

Doch halt – hier muss der medizinische Blick (und nicht nur dieser) einschreiten und konstatieren: Sehr selten ist sehr selten und häufig ist häufig.

Wir erinnern uns: Häufig sind bittere Pillen. Sollte also doch eine solche aus dem Giftschränk in den 1990 erschienenen Gedichtband *Seit Tagen kein Wunder* des 1952 geborenen und in Berlin und Leipzig lebenden Autors gelangt sein? Ist wirklich von einem medizinischen *Befund* die Rede? 'Noch ist alles möglich', heißt es nur wenige Seiten zuvor in einem Liebesgedicht. Und auch wir wollen noch einmal fragen: Wer ist dieses Ich, das uns hier halb sediert, halb distanziert ganz lapidar seine *künstlichen Wunden* zeigt?

Durch unsere Neugier verändert sich die Klage in einen Rätselspruch: „Wer bin ich?“ – und wir stehen vor keinem Kläger mehr, sondern vor einer Sphinx; ein besonderes Exemplar noch dazu, denn sie stellt keine Bedrohung für uns dar. Diese Sphinx wird niemanden verschlingen. Ganz von allein stürzt sie sich von ihrem Felsen und ruft uns zu: *Ich zerreiße mich mit*. Was kein *Kuß*, kein *Tritt* vermag, das *Zerreißen* schafft *tausend Fetzen*; und wir hören richtiggehend das Papier, auf dem diese Zeilen geschrieben stehen, mit zerreißen.

So kommen wir der Lösung auf die Schliche:

Es ist das Gedicht selbst, das zu uns spricht! Die Antwort auf die Rätselfrage lautet: Das Gedicht empfindet nichts. Seine Emotionen, Liebe oder Schmerz, muss es sich *selbst beibringen*. Und für Sprache, die sich selbst zur Sprache bringt, fehlt bis heute jede medizinische Klassifikation in Handbüchern für Krankheiten; kein Giftschränk nimmt es auf. Jeder Kritik tritt das Gedicht entgegen, indem es aus dem Verstummen selbst noch einen Ritus des Übergangs und Zusammenfügens macht: Im *Zerreißen* fügen sich die Doppelkonsonanten symbolisch zu jenen, die im *Kuß* und im *Tritt* zusammenstehen; so rehabilitiert das Gedicht letztendlich nicht nur sich selbst, sondern auch den Topos der Wunde, indem es diese gleichzeitig öffnet und schließt.

Dieser *Befund* ist Beipackzettel zu Wunde und Schmerzmittel zugleich. Unverwundbar sind die Zeilen, weil sie nie mehr zu sein vorgeben als diese Künstlichkeit; am Ende steht in diesen Zeilen nichts als künstliches Blut, *künstliche Wunden*, künstliche Empfindungslosigkeit. Und hinter allem ein Autor, der nicht stoisch leidet, der nicht aus großer Resignation spricht, sondern augenzwinkernd sein Gedicht mit uns zerreißt – und dabei (fast unbemerkt) die Fetzen wieder zu einem Kügelchen zusammenrollt.

Diese Medizin, wir finden sie zwischen Liebesgedichten. Auf Papier. Dosierungsanweisung, sagen wir: mindestens einmal täglich.